

HEYNE <

**STEPHEN
CHBOSKY**

**DER
UNSICHTBARE
FREUND**

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Friedrich Mader

**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**

Die Originalausgabe IMAGINARY FRIEND erschien erstmals
bei Grand Central Publishing/
Hachette Book Group USA, New York

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

Vollständige Taschenbuchausgabe 11/2021
Copyright © 2019 by Stephen Chbosky
Copyright © 2019 der deutschen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Redaktion: Tamara Rapp
Printed in Germany
Umschlaggestaltung: Favoritbüro, München,
unter Verwendung eines Motivs
von GettyImages / Tim Gamble / EyeEm
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-42473-9

www.heyne.de



*Für Liz
und die anderen Mütter auf der ganzen Welt*

Fünfzig Jahre davor

Bleib auf der Straße. Wenn du auf der Straße bleibst, kriegen sie dich nicht.

Der kleine David Olson wusste, dass er in Schwierigkeiten steckte. Sobald Mom und Dad zurückkamen, würde er was erleben können. Seine einzige Hoffnung waren die Kissen, die er unter die Decke gestopft hatte, damit es aussah, als läge er im Bett. So machten es die Leute immer im Fernsehen. Doch das spielte jetzt sowieso keine Rolle mehr. Er hatte sich aus seinem Zimmer geschlichen und war am Efeu hinuntergeklettert. Dabei war er ausgerutscht und mit dem Fuß umgeknickt. Zum Glück nicht so schlimm. Nicht so wie bei seinem älteren Bruder, wenn er sich beim Football verletzt hatte. Nein, so schlimm war es nicht.

Der kleine David Olson humpelte die Hays Road bergab. Dunst im Gesicht. Der Nebel waberte vom Hang herab. Er blickte auf zum Mond. Voll und bleich stand er am Himmel. Schon die zweite Nacht hintereinander. Ein blauer Mond. Das hatte ihm sein Bruder erklärt. Wie der Song, zu dem Mom und Dad manchmal getanzt hatten. Als sie noch glücklich gewesen waren. Als sie noch keine Angst um David hatten.

Blue Moon.

I saw you standing alone.

Der kleine David Olson hörte etwas in den Büschen. Kurz dachte er, dass es vielleicht wieder einer von diesen Träumen sein könnte. Aber nein, er wusste, dass es kein Traum war. Er

zwang sich, wach zu bleiben. Trotz seiner Kopfschmerzen. Er musste es heute Nacht dorthin schaffen.

Ein vorbeifahrendes Auto tauchte den Nebel in Scheinwerferlicht. Der kleine David Olson versteckte sich hinter einem Briefkasten, als aus dem Ford Mustang Rock'n'Roll brandete. Zwei Teenager lachten. Viele junge Kerle wurden zur Army eingezogen, und Alkohol am Steuer nahm immer mehr überhand. Das sagte zumindest sein Dad.

»David?«, wisperte eine Stimme. Zischperte. Zischsch.

Hatte da jemand gesprochen? Oder war es bloß in seinem Kopf?

»Wer ist da?«, fragte David.

Schweigen.

Bestimmt hatte er es sich bloß eingebildet. Das war halb so wild. Wenigstens war es nicht die zischende Lady. Wenigstens träumte er nicht.

Oder doch?

David blickte den Hügel hinunter zur Straßenecke mit der großen Laterne am Monterey Drive. Die Teenager bogen ab, ihr Lärm verhallte. Da bemerkte David einen Schatten. Mitten im Lichtkreis der Straßenlampe stand eine Gestalt. Wartend und pfeifend. Pfeifend und wartend. Das Lied klang fast wie ...

Blue Moon.

Davids Nackenhaare richteten sich auf.

Geh nicht zu dieser Ecke.

Halt dich fern von dieser Gestalt.

Der kleine David Olson nahm die Abkürzung durch die Gärten.

Auf Zehenspitzen näherte er sich einem Zaun. *Sie dürfen dich nicht hören. Und sehen. Du bist nicht auf der Straße. Es ist gefährlich.* Er schaute auf zu einem Fenster, wo eine Babysitterin mit ihrem Freund knutschte, während das Baby schrie. Bloß dass es wie eine Katze klang. Er war sich sicher, dass er

nicht träumte, auch wenn ihm die Unterscheidung immer schwerer fiel. Er kletterte unter dem Zaun durch, und vom Gras wurde seine Pyjamahose nass. Das konnte er nicht einfach vor seiner Mom verstecken. Er musste sie selber waschen. So wie die Laken jeden Morgen, seit er wieder ins Bett machte. Seine Mutter durfte es nicht erfahren. Sonst würde sie Fragen stellen. Fragen, auf die er keine Antwort hatte.

Keine, die er laut aussprechen konnte.

Er schob sich durch das Wäldchen hinter dem Haus der Marucas. Vorbei an der Schaukel, die Mr. Maruca mit seinen Jungen aufgestellt hatte. Nach einem harten Tag Arbeit gab es immer zwei Oreos und ein Glas Milch. Der kleine David Olson hatte ihnen ein- oder zweimal geholfen. Er liebte diese Oreos. Vor allem, wenn sie schon ein bisschen weich und alt waren.

»David?«

Das Flüstern war jetzt lauter. Er wandte sich um. Alles wie ausgestorben. Er spähte an den Häusern vorbei zur Laterne. Die Schattengestalt war verschwunden. Sie konnte überall sein. Auch direkt in seinem Rücken. *Oh, bitte, es soll nicht die zischende Lady sein. Bitte, ich darf nicht eingeschlafen sein.*

Knack.

Hinter ihm brach ein Zweig. Der kleine David Olson vergaß seinen verstauchten Fuß und rannte los. Er hetzte quer über den Rasen der Pruzans hinunter zum Carmell Drive und bog links ab. Er hörte hechelnde Hunde, die näher kamen. Aber da waren keine Hunde. Es waren bloß Geräusche. Wie die Träume. Wie das weinende Katzenbaby. Sie jagten ihm nach, und er lief schneller. Seine kleinen Stiefel klatschten auf den nassen Asphalt. Schmatz schmatz schmatz, wie die Küsse von Grandma.

Als er endlich die Ecke am Monterey Drive erreichte, wandte er sich nach rechts. Mitten auf der Straße lief er weiter. Wie

ein Floß auf einem Fluss. *Bleib auf der Straße. Wenn du auf der Straße bleibst, kriegen sie dich nicht.* Die Geräusche waren jetzt auf beiden Seiten. Leises Zischen. Das Hecheln von Hunden. Und Lecken. Katzenbabys. Und dieses Wispern.

»David, komm runter von der Straße. Du tust dir noch weh. Komm auf den Rasen, da ist es sicher.«

Das war die Stimme der zischenden Lady. Er wusste es. Am Anfang hatte sie immer eine freundliche Stimme. Wie ein Ausbilder, der sich einschmeicheln wollte. Aber wenn man sie anschaute, war sie überhaupt nicht mehr freundlich, sondern verwandelte sich in einen zischenden Mund mit scharfen Zähnen. Schlimmer als die Böse Hexe. Schlimmer als alles. Mit vier Beinen wie ein Hund. Oder mit einem langen Hals wie eine Giraffe. Zschsch.

»David? Deine Mutter hat sich an den Füßen wehgetan. Sie sind ganz zerschnitten. Komm und hilf mir.«

Die zischende Lady sprach jetzt mit der Stimme seiner Mom. Gemein von ihr. Aber so war sie eben. Sie konnte sogar aussehen wie sie. Beim ersten Mal hatte sie ihn damit hereingelegt. Er war zu ihr auf den Grünstreifen gelaufen, und sie hatte ihn gepackt. Danach hatte er zwei Nächte lang nicht geschlafen. In dem Haus mit dem Keller, in das sie ihn gebracht hatte. Dem Haus mit dem Ofen.

»Hilf deiner Mutter, du kleiner Hosenscheißer.«

Die Stimme seiner Grandma. Bloß dass es nicht seine Grandma war. David konnte die weißen Zähne der zischenden Lady spüren. *Schau sie nicht an. Schau einfach geradeaus. Lauf weiter bis zur Sackgasse. Dann bist du sie für immer los. Du musst zur letzten Straßenlampe.*

»Zschschsch.«

David Olson starrte nach vorn zur letzten Laterne in der Sackgasse. Und blieb wie angewurzelt stehen.

Da war wieder die Schattengestalt.

Sie stand mitten im Lichtkreis der Straßenlampe. Wartend und pfeifend. Pfeifend und wartend. Traum oder kein Traum, das war schlecht. Aber David konnte nicht mehr zurück. Alles hing von ihm ab. Er musste an der Lampengestalt vorbei, um zum Treffpunkt zu gelangen.

»Ziiiiischschschschsch.«

Die zischende Lady war hinter ihm. Kam immer näher. Und plötzlich wurde es David Olson kalt. Sein Pyjama war feucht. Trotz Mantel.

Einfach weitergehen. Mehr konnte er nicht tun. Tapfer sein wie sein großer Bruder. Tapfer wie die Teenager, die eingezogen wurden. Tapfer weitermarschieren. Ein kleiner Schritt. Und noch einer.

»Hallo?«, sagte der kleine David Olson.

Die Gestalt blieb stumm und bewegte sich nicht. Sie atmete nur, und der Atem machte ...

Wolken.

»Hallo? Wer bist du?«

Schweigen. Die Welt hielt die Luft an.

Vorsichtig näherte der kleine David Olson die Stiefelspitze dem Lichtkreis. »Entschuldigung, ich muss vorbei. Ist das in Ordnung?«

Die Gestalt schwieg noch immer. Zentimeter für Zentimeter schob David die Stiefelspitze ins Licht. Nun regte sich die Gestalt. David verspürte den Drang, wegzurennen, nach Hause zu laufen. Aber es ging nicht, er musste die Sache beenden. Nur so konnte er sie aufhalten. Er setzte den ganzen Fuß ins Licht. Die Gestalt drehte sich ein Stück zu ihm um. Eine erwachende Statue. Das ganze Bein. Wieder eine Drehung. Schließlich hielt David es nicht mehr aus und trat in den hellen Schein. Im nächsten Moment stürzte die Gestalt auf ihn zu. Stöhnend. Mit ausgestrecktem Arm. David rannte durch den Kreis. Die Gestalt war dicht hinter ihm. Nach ihm leckend.

Schreiend. David spürte, wie sie die langen Nägel nach ihm ausstreckte, und ließ sich fallen, gerade als sie ihn am Haar packen wollte. Wie beim Baseball schlitterte er über den harten Asphalt. Dass er sich das Knie aufschürfte, war unwichtig. Hauptsache, er war nicht mehr im Licht. Die Gestalt bewegte sich nicht mehr, und David war am Ende der Straße. Die Sackgasse mit der Blockhütte, in der ein frisch verheiratetes Paar wohnte.

Der kleine David Olson wandte den Blick von der Straße. Die Nacht war still bis auf das Zirpen einiger Grillen. Leichter Nebel leuchtete auf den Pfad zu den Bäumen. David hatte schreckliche Angst, doch er konnte nicht zurück. Alles hing von ihm ab. Er musste die Sache beenden, sonst würde sich die zischende Lady befreien. Und sein großer Bruder war der Erste, der sterben würde.

Der kleine David Olson verließ die Straße und marschierte los.

Vorbei am Zaun.

Durch das Feld.

Hinein in den Missionswald.

Teil 1

Heute

Träume ich?

Das fragte sich der kleine Junge, als der alte Ford-Kombi über eine Bodenschwelle rumpelte und ihn aufweckte. Er hatte ein Gefühl, als läge er behaglich im Bett und müsste plötzlich zur Toilette. Die Augen gegen die Sonne zusammenkneifend, spähte er hinaus auf den Ohio Turnpike. Der Dampf der Augusthitze löste sich vom Highway wie die Wellen in dem Schwimmbad, in das Mom mit ihm gegangen war, nachdem sie eine Weile das Mittagessen ausgelassen und dadurch Geld gespart hatte. »Ich habe drei Pfund abgenommen«, sagte sie und zwinkerte ihm zu. Das war einer von den guten Tagen.

Er rieb sich die müden Augen und richtete sich auf. Er fuhr gerne auf dem Beifahrersitz, wenn seine Mom am Steuer saß. Dann fühlte er sich wie ein Mitglied in einem Club. Einem besonderen Club, der aus ihm und dieser coolen, schlanken Dame neben ihm bestand. Er betrachtete sie von der Seite, umrahmt vom Licht des Sonnenaufgangs. Ihre Haut klebte an dem heißen Kunststoffsitz. Die Schultern waren rot um die Träger ihres Hemds. Die Haut bleich direkt unter den abgeschnittenen Jeans. In einer Hand hielt sie eine Zigarette, und sie sah umwerfend aus. Wie die alten Kinodiven bei ihren gemeinsamen Filmabenden am Freitag. Er liebte es, dass an ihren Zigarettenfiltern roter Lippenstift zurückblieb. Die Lehrer in Denver meinten, dass Zigaretten schlecht für die Gesundheit waren. Als er das seiner Mom erzählte, meinte sie

mit einem Grinsen, dass auch Lehrer schlecht für die Gesundheit sein konnten, und rauchte weiter.

»Lehrer sind natürlich wichtig, also vergiss bitte, dass ich das gesagt habe.«

»Okay«, antwortete er.

Er beobachtete, wie sie ihre Zigarette ausdrückte und sich sofort wieder eine anzündete. Das tat sie nur, wenn sie sich Sorgen machte. Und bei einem Umzug machte sie sich immer Sorgen. Vielleicht wird es diesmal anders. Seit Dads Tod hörte er das ständig von ihr. Diesmal wird es anders. Auch wenn es nie stimmte.

Und diesmal waren sie sogar richtig auf der Flucht.

Sie nahm einen Zug, und der Rauch kräuselte sich hinauf über die sommerlichen Schweißperlen auf ihrer Oberlippe. Tief in Gedanken starrte sie voraus über das Lenkrad. Erst nach einer vollen Minute bemerkte sie, dass er wach war. Da lächelte sie.

»Ist das nicht ein herrlicher Morgen?«, flüsterte sie.

Eigentlich interessierte sich der Junge nicht für so etwas. Aber weil es seiner Mom wichtig war, tat er es doch. »Ja, Mom. Auf jeden Fall.«

Er nannte sie jetzt immer Mom. Vor drei Jahren hatte sie ihn aufgefordert, sie nicht mehr Mommy zu nennen. Das mache ihn klein, erklärte sie, und sie wollte nicht, dass ihr Sohn klein war. Manchmal ließ sie sich seine Muskeln zeigen. Dann beugte er seine mageren kleinen Arme und strengte sich an, damit der Bizeps nicht ganz so flach wirkte. Damit er stark aussah wie sein Dad auf dem Weihnachtsfoto. Das einzige Bild, das er von ihm hatte.

»Hast du Hunger, Schatz?«

Der Junge nickte.

»Gleich nach der Staatsgrenze kommt eine Raststätte am Highway. Da können wir was essen.«

»Gibt's dort Pfannkuchen mit Schokosplittern?«

Der Junge erinnerte sich noch gut an Portland. Das war vor zwei Jahren gewesen. Direkt unter ihrem Apartment in der Stadt war ein Lokal. Und der Koch brachte ihnen immer diese Pfannkuchen mit Schokosplittern. Danach kamen Denver und Michigan. Doch diese Pfannkuchen und den netten Mann, der sie machte, hatte er nie vergessen. Davor hatte er nicht gewusst, dass außer seinem Dad auch andere Männer nett sein konnten.

»Wenn nicht, besorgen wir uns M & M's und schmeißen sie einfach mitten in den Stapel. Einverstanden?«

Jetzt wurde dem Jungen ein wenig mulmig. So etwas hatte er noch nie von ihr gehört. Auch nicht, wenn sie umzogen. Bei jedem Umzug hatte sie ein schlechtes Gewissen. Aber das Gewissen konnte ihr noch so zusetzen, Schokolade zum Frühstück kam nicht infrage. Das erklärte sie ihm sogar, wenn sie selbst ihre Chocolate-Slims zum Frühstück trank. Diese Shakes zählten nämlich nicht als Schokolade.

»Einverstanden.« Er lächelte und hoffte, dass sie sich nicht wieder anders besinnen würde.

Er blickte auf den Highway, als der Verkehr langsamer wurde. Schließlich erkannten sie einen Rettungswagen. Die Sanitäter verbanden den blutenden Kopf eines Mannes mit Gaze. Anscheinend hatte er eine Platzwunde an der Stirn und vielleicht auch ein paar Zähne verloren. Kurz darauf bemerkten sie den Hirsch auf der Motorhaube eines Kombis. Das Geweih hatte die Windschutzscheibe durchbohrt. Die Augen des Tiers waren offen. Es zappelte und zuckte, als wüsste es nichts von seinem nahenden Tod.

»Schau nicht hin«, mahnte seine Mom.

»Entschuldigung.« Er wandte sich ab.

Sie mochte es nicht, wenn er schlimme Sachen sah. Das war schon zu oft vorgekommen in seinem Leben. Vor allem

seit dem Tod seines Dads. Also vertiefte er sich in den Anblick ihres Haars unter dem Kopftuch. Sie nannte es Bandana, doch der kleine Junge stellte es sich lieber als Kopftuch vor, wie er es aus den alten Filmen kannte, die sie freitags immer anguckten. Er betrachtete sie und dachte an sein eigenes braunes Haar, das dem seines Dads auf dem einzigen Bild von Weihnachten ähnelte. Er konnte sich nicht mehr an viel von seinem Vater erinnern. Nicht einmal an seine Stimme. Nur an den Tabakrauch an seinem Hemd und an den Geruch nach Noxzema-Rasiercreme. Das war alles. Im Grunde wusste er über seinen Vater nur, dass er bestimmt ein toller Mensch gewesen war, so wie alle Dads.

»Mom«, fragte der kleine Junge, »geht's dir gut?«

Sie setzte ihr bestes Lächeln auf. Trotzdem verriet ihr Gesicht Angst. Wie schon vor acht Stunden, als sie ihn mitten in der Nacht geweckt und ihn aufgefordert hatte, seine Sachen zu packen.

»Mach schnell«, flüsterte sie.

Der kleine Junge folgte ihrer Anweisung und warf all seine Habseligkeiten in einen Schlafsack. Als er auf Zehenspitzen ins Wohnzimmer schlich, kam er an Jerry vorbei, der auf dem Sofa schnarchte. Jerry rieb sich mit den tätowierten Fingern über die Augen. Kurz war es, als würde er gleich aufwachen. Doch dann schlief er weiter. Und während er so bewusstlos dalag, stiegen sie ins Auto. Im Handschuhfach das Geld, von dem Jerry nichts wusste. Alles andere hatte er sich unter den Nagel gerissen. In der nächtlichen Stille fuhren sie davon. Während der ersten Stunde schaute seine Mom öfter in den Rückspiegel als auf die Straße.

»Mom, meinst du, er findet uns?«, fragte der kleine Junge.

»Nein.« Sie zündete sich die nächste Zigarette an.

Der kleine Junge blickte zu seiner Mutter hinüber. Und im Licht des Morgens fiel ihm zum ersten Mal auf, dass das Rote

an ihrer Wange keine Schminke war. Da kam dieses Gefühl über ihn, und er sagte es zu sich selbst:

Du darfst sie nicht enttäuschen.

Das war sein Versprechen. Er schaute seine Mutter an und dachte: *Ich werde dich beschützen.* Nicht so wie damals, als er noch ganz klein und hilflos gewesen war. Jetzt war er größer. Und auch seine Arme würden nicht immer flach und mager bleiben. Er nahm sich vor, Liegestütze zu machen. Er wollte größer für sie werden und sie beschützen. Für seinen Dad.

Du darfst sie nicht enttäuschen.

Du musst deine Mutter beschützen.

Du bist der Mann im Haus.

Er sah aus dem Fenster, und sein Blick fiel auf ein altes Plakat. Auf dem verwitterten Bild, das eine Art Tasse zeigte, stand: »Du hast einen Freund in Pennsylvania.«

Vielleicht hatte seine Mutter ja recht. Vielleicht war diesmal wirklich alles anders. Es war der dritte Bundesstaat in zwei Jahren. Vielleicht würde es diesmal klappen. So oder so, er durfte sie nie im Stich lassen.

Christopher war siebeneinhalb Jahre alt.

2

Nach einer Woche in Pennsylvania passierte es.

Christophers Mutter entschied sich für Mill Grove und begründete ihre Wahl damit, dass der Ort klein und heimelig war und eine gute Grundschule hatte. Doch tief in seinem Innersten führte Christopher es eher darauf zurück, dass er abgelegen vom Rest der Welt war. Nur ein Highway hinein, ein Highway hinaus. Umgeben von Bäumen. Sie kannten keinen Menschen dort. Und wenn sie niemanden kannten, konnte Jerry sie auch nicht aufspüren.

Mill Grove war ein hervorragendes Versteck.

Jetzt brauchte sie nur noch eine Arbeit. Jeden Morgen beobachtete Christopher, wie seine Mom Lippenstift auftrug und sich das Haar schön frisierte. Sie setzte ihre schicke Sonnenbrille auf und fummelte an dem Loch unter der rechten Achsel ihres einzigen Blazers für Vorstellungsgespräche herum. Der Riss war im Stoff, nicht an der Naht. Daher konnte sie ihn nur mit einer Sicherheitsnadel feststecken und beten.

Nachdem er seine Froot Loops gegessen hatte, fuhr sie mit ihm zur Leihbibliothek. Dort suchte sie ihm sein Buch für den Tag aus und machte sich selbst über die Stellenangebote in der Zeitung her. Das Buch des Tages war seine Gegenleistung für die Froot Loops. Wenn er damit fleißig Lesen übte, bekam er sie. Wenn nicht, gab es Müsli (oder, fast genauso schlimm, Haferschleim). Also las er mit Feuereifer in dem Buch.

Wenn sich seine Mutter mehrere vielversprechende Anzeigen aufgeschrieben hatte, stiegen sie wieder ins Auto und

klapperten die Adressen für die einzelnen Vorstellungsgespräche ab. Sie erklärte Christopher, dass sie ihn dabeihaben wollte, damit sie gemeinsam ein Abenteuer erleben konnten. Nur sie beide. Sie nannte den alten Ford einen Landhai, in dem sie nach Beute suchten. In Wahrheit war bloß kein Geld mehr für einen Babysitter da. Ihm war das ganz recht, weil er dann bei seiner Mom sein konnte.

Also brachen sie auf zum »Landhaien«, und beim Fahren fragte sie ihn die Hauptstädte der Bundesstaaten ab. Und Matheaufgaben. Und Wortschatz.

»Die Grundschule von Mill Grove ist wirklich schön. Sie haben einen Computerraum und alles. Es wird dir gefallen in der zweiten Klasse.«

Egal wo sie wohnten, Christophers Mutter war immer auf der Jagd nach ausgezeichneten staatlichen Schulen, so wie andere Mütter nach Sonderangeboten für Limonade (die hier in Mill Grove aus irgendwelchen Gründen »Pop« hieß). Und diesmal hatten sie es besonders gut getroffen. Das Motel lag ganz in der Nähe eines Bezirks mit einer hervorragenden Schule. Sie versprach ihm, ihn jeden Tag hinzufahren, damit er nicht als »Motel-Kid« gehänselt wurde, bis sie genug Geld für ein Apartment zusammenhatte. Sie wollte die Ausbildung für ihn, die sie nie bekommen hatte. Und es machte nichts, dass er sich schwertat. In dieser Klasse würde er sich in Mathe verbessern. In diesem Jahr würde sich seine ganze harte Arbeit endlich auszahlen, und er würde beim Lesen nicht mehr die Buchstaben vertauschen. Und er glaubte ihr, weil sie an ihn glaubte.

Vor jedem Vorstellungsgespräch nahm sie sich einen Moment Zeit und murmelte Sätze aus ihren Ratgebern, weil auch sie an sich zu glauben versuchte.

»Sie wollen dich lieben.«

»Du entscheidest, ob das deine Arbeit ist. Nicht *sie*.«

Wenn sie schließlich genug Selbstvertrauen getankt hatte, betraten sie das Haus. Christopher setzte sich ins Wartezimmer und las sein Buch, wie sie es wollte. Doch die Buchstaben purzelten durcheinander, er schweifte ab und dachte an seine alten Freunde. Er vermisste Michigan. Wäre Jerry nicht gewesen, wäre er gern für immer in Michigan geblieben. Die Kinder dort waren nett. Alle waren arm, da fiel es keinem auf. Und sein bester Freund Lenny Cordisco war unheimlich lustig und zog ständig vor den Nonnen im Katechismusunterricht die Hose herunter. Christopher fragte sich, was Lenny wohl gerade trieb. Wahrscheinlich wurde er wieder mal von Schwester Jacqueline zusammengestaucht.

Nach den Vorstellungsgesprächen kam Christophers Mutter immer mit einem niedergeschlagenen Gesichtsausdruck heraus, der verriet, dass doch *sie* entschieden, wer eingestellt wurde. Nicht *du*. Und so blieb ihr nichts anderes übrig, als ins Auto zu steigen und es wieder zu versuchen. Sie sagte dann oft, dass einem die Welt alles nehmen konnte.

Nur den Stolz durfte man sich nicht nehmen lassen.

Am sechsten Tag hielt seine Mutter mitten in der Stadt vor einer Parkuhr und zog ihre treue Papiertüte heraus. Die Tüte, auf der AUSSER BETRIEB stand. Sie stülpte sie über die Parkuhr und erklärte Christopher, dass Strafzettel noch schlimmer waren als Stehlen. Sobald sie wieder auf die Füße kam, wollte sie es wiedergutmachen.

Normalerweise musste Christopher ja ins Wartezimmer gehen und dort sein Buch lesen. Aber heute saßen gerade der Sheriff und sein Deputy beim Essen in einem Lokal auf der Straßenseite gegenüber. Sie sprach sie an und fragte, ob sie noch eine Weile bleiben würden. Sie grüßten zurück und versprachen, den Jungen im Auge zu behalten. Also ließ sie Christopher zur Belohnung fürs Lesen in den kleinen Park, während sie sich im Altenheim um eine freie Stelle

bewarb. Für Christophers Augen lautete der Name des Altenheims ...

Sahdy Pnies

»Shady Pines«, verbesserte sie. »Wenn du was brauchst, melde dich beim Sheriff.«

Christopher steuerte auf die Schaukel zu. Über den Sitz kroch eine kleine Raupe. Lenny Cordisco hätte sie bestimmt zerquetscht. Aber Christopher tat es leid, wenn Leute kleine Lebewesen töteten. Er holte ein Blatt und setzte die Raupe unter einen Baum, wo es kühl und sicher war. Dann ging er wieder zur Schaukel und fing an zu schwingen. Auch wenn er keine dicken Muskeln hatte, vom Springen verstand er etwas.

Als er zu schaukeln begann, blickte er hinauf in die Wolken. Es waren Dutzende. Alle mit verschiedenen Formen. Eine sah aus wie ein Bär. Eine andere wie ein Hund. Er bemerkte die Umrisse von Vögeln. Und eine Wolke war schöner als alle anderen.

Sie war wie ein Gesicht.

Kein Mann. Keine Frau. Bloß ein heiteres, hübsches Gesicht aus Wolken.

Und es lächelte ihm zu.

Er ließ die Schaukel los und sprang.

Christopher tat, als würde er auf dem Warnstreifen im Tigers-Stadion landen. Beginn des neunten Innings. Zwei Outs. Ein akrobatischer Catch. Die Tigers gewinnen! Aber Christopher war jetzt in der Nähe von Pittsburgh. Höchste Zeit, dass er das Team wechselte, damit ihn die Kinder hier mochten. Pirates vor!

Nach zehn Minuten Schaukeln kam seine Mutter heraus. Und diesmal war ihre Miene nicht niedergeschlagen. Stattdessen strahlte sie übers ganze Gesicht.

»Hast du die Stelle gekriegt?«, fragte Christopher.

»Heute Abend essen wir chinesisch.«

Nachdem sie sich beim Sheriff für seine Hilfe bedankt und sich eine Ermahnung wegen ihrer AUSSER-BETRIEB-Tüte abgeholt hatte, setzte sie ihren Sohn in den Landhai und führte ihn aus zum Filmabend. Am Freitag war ihr gemeinsamer Abend, das wollte sie nicht verpassen. Nicht um alles in der Welt. Und es war der beste seit Langem. Kein Jerry. Bloß der besondere Club mit seinen zwei Mitgliedern. Junkfood. Und alte Filme aus der Bibliothek.

Als Erstes fuhren sie zum Giant Eagle und spielten wie jeden Freitag die Zahlen seiner Mom. Ausgestattet mit ein paar Dosen Bier, holten sie in der Bibliothek dann Christophers zwei Übungsbücher fürs Wochenende und die beiden Videos für den Abend. Warum für etwas zahlen, das man umsonst haben konnte? Dann ging es weiter zum China Gate, das der Sheriff empfohlen hatte – Cops kannten sich beim Essen besser als alle anderen. Sie ächzte beim Anblick der Preise und bemühte sich gleichzeitig, ihre Miene vor ihm zu verbergen. Lächelnd erklärte sie, dass sie noch ein bisschen Geld auf der Visa-Karte hatte, von der Jerry nichts wusste, und in einer Woche bekam sie ja schon ihren ersten Lohn. Auf der Fahrt zurück zum Motel war das Auto erfüllt vom Geruch nach Frühlingsrollen, Orangenhuhn und Christophers Lieblingsgericht Lo Mein (*Leckere chinesische Spaghetti* stand auf der Speisekarte), und sie planten, was sie mit dem Lotteriegewinn anfangen wollten, wie jeden Freitag, bevor sie verloren.

Christopher wollte ihr ein Haus kaufen. Sogar Pläne auf Millimeterpapier hatte er schon gemacht. Christopher selbst bekam Videospiele und ein eigenes Zimmer für Süßigkeiten. Ein Basketballfeld und einen Streichelzoo gleich neben der Küche. Alles sorgfältig geplant. Aber das beste Zimmer war für Mom. Das größte im ganzen Haus. Es hatte einen Balkon mit einem Sprungbrett zu ihrem eigenen Swimmingpool.

Und einen riesigen Schrank voll schöner Kleider, die nicht unter dem Arm aufgerissen waren.

»Was würdest du mit dem ganzen Geld machen, Mom?«, fragte er.

»Ich würde dir einen Privatlehrer besorgen. Und alle Bücher, die es gibt.«

»Mein Plan ist besser.«

Der Minikühlschrank zu Hause funktionierte nicht besonders gut, und das Bier wurde nicht rechtzeitig zu ihrem Festmahl kalt. Während sie auf dem kleinen Fernseher die Lotterieverfolgung verfolgte, ging Christopher zur Eiskwürfelmaschine draußen im Flur. Er machte es, wie er es aus den alten Filmen kannte. Er nahm etwas Eis und schüttete das Bier darüber, damit seine Mom es kalt trinken konnte.

»Hier, Mom. On the rocks.«

Obwohl er nicht verstand, warum sie so lachen musste, war er froh, sie glücklich zu sehen.

Christophers Mutter schlürfte ihr Bier auf Eis und machte *njam-njam*, bis ihr Sohn strahlte vor Stolz auf seine schlaue – wenn auch ein wenig abwegige – Lösung für das Problem mit dem warmen Bier. Nachdem wieder einmal die falschen Zahlen gezogen worden waren, zerriss sie ihren Lotterieschein und legte eine DVD in den alten Player, den sie bei einem privaten Flohmarkt in Michigan erstanden hatte. Der erste Film begann. Ein altes Musical, das sie als Kind geliebt hatte. Eine ihrer wenigen guten Erinnerungen. Jetzt auch eine von seinen. Als ihr Festschmaus vorbei war und die Trapps sicher in der Schweiz waren, öffneten sie ihre Glücksecke.

»Was steht bei dir drauf, Mom?«

»Du wirst Glück in allem haben, was du anfängst.« *Zum*

Beispiel in der Liebe, dachte sie, ohne es auszusprechen. »Und bei dir, Schatz?«

»Meiner ist leer.«

Sie schaute nach. Tatsächlich zeigte sein Zettel nur eine Reihe von Zahlen. Er wirkte so enttäuscht. Die Kekse waren schlecht genug, aber überhaupt kein Spruch?

»Das bedeutet großes Glück«, sagte sie.

»Wirklich?«

»Keine Vorhersage ist die beste Vorhersage. Jetzt kannst du selber bestimmen. Möchtest du tauschen?«

Er dachte lang und angestrengt nach. »Nein.«

Nach dem Ende der Verhandlungen war es Zeit für den zweiten Film. Noch bevor er aus war und die Guten den Krieg gewonnen hatten, war Christopher auf ihrem Schoß eingeschlafen. Lange saß sie da, versunken in seinen Anblick. Sie erinnerte sich an den Freitagabend mit *Dracula*, nach dem er einen Monat lang nur noch Rollkragenpullis anziehen wollte, obwohl er angeblich keine Angst hatte.

Es gab einen Zeitpunkt, an dem die Kindheit zu Ende ging. Und sie wünschte sich, dass dieser Zeitpunkt für ihn noch weit in der Zukunft lag. Ihr Sohn sollte sich *dank* seiner Intelligenz aus diesem Albtraum herausarbeiten können und doch *trotz* seiner Intelligenz den Albtraum nicht als solchen erkennen, solange er darin gefangen war.

Sie hob ihren schlafenden Jungen hoch und trug ihn zu seinem Schlafsack. Sie küsste ihn auf die Stirn und vergewisserte sich instinktiv, dass er kein Fieber hatte. Dann ging sie wieder in die Küche. Und nachdem sie ihr Bier on the rocks ausgetrunken hatte, machte sie sich noch eins. Denn sie begriff, dass ihr dieser Abend im Gedächtnis bleiben würde.

Der Abend, an dem ihre Flucht endete.

Vier Jahre war es her, dass sie ihren Mann tot in der Badewanne entdeckt hatte – viel Blut und kein Abschiedsbrief. Vier

Jahre der Trauer und Wut und Fremdheit im eigenen Körper. Doch jetzt reichte es. Keine Flucht mehr. Kein Rauchen mehr. Hör auf, dich umzubringen. Dein Kind verdient etwas Besseres. Und du auch. Keine Schulden mehr. Keine üblen Kerle. Bloß noch die Erfüllung eines gemeisterten Lebens. Eine Mutter mit einer Arbeit war eine Heldin. Auch wenn sie den Senioren im Altenheim hinterherputzen musste.

Sie nahm ihr Bier auf Eis mit hinaus zur Feuertreppe. Sie genoss die kühle Brise. Wenn es nicht schon so spät gewesen wäre, hätte sie ihr Lieblingsstück von Springsteen gespielt und sich noch mehr als Heldin gefühlt.

Als sie ihr Glas austrank und die letzte Zigarette ausdrückte, die sie je rauchen würde, blickte sie zufrieden hinauf in die Augustnacht und zu den funkelnden Sternen hinter der großen Wolke.

Der Wolke, die aussah wie ein lächelndes Gesicht.

3

Die Woche, nachdem seine Mom die Stelle bekommen hatte, war die beste für Christopher seit langer Zeit. Jeden Morgen schaute er zum Fenster hinaus und sah den Waschsalon gegenüber. Und den Telefonmast. Und die Straßenlampe mit dem kleinen Baum.

Und die Wolken.

Sie waren immer da. Sie hatten etwas Tröstliches an sich. Wie der Geruch eines ledernen Baseballhandschuhs. Oder wie damals, als seine Mom Lipton-Suppe machte statt die von Campbell, weil Christopher die kleinen Nudeln besser schmeckten. Die Wolken gaben ihm ein Gefühl von Sicherheit. Egal was sie kauften, ob Schulsachen oder Kleider, Radiergummis oder Schreibpapier, die Wolken waren da. Und seine Mom war glücklich. Und er musste nicht zur Schule.

Bis zum Montag.

Kaum dass er am Montag aufwachte, bemerkte Christopher, dass das Wolkengesicht nicht mehr da war. Er wusste nicht, wohin es verschwunden war, und das machte ihn traurig. Denn heute war der Tag. Der Tag, an dem er den Trost der Wolken wirklich brauchte.

Der erste Schultag.

Christopher hätte es seiner Mutter nie gestehen können. Sie arbeitete so fest, damit er auf diese guten Schulen gehen konnte, dass er schon von dem Gedanken Gewissensbisse bekam. Doch die Wahrheit war, dass er die Schule hasste. Dass er dort niemanden kannte, war nicht so schlimm. Das war nicht

neu für ihn. Aber da war diese andere Sache, die ihn beim Gedanken an eine neue Schule nervös machte. Einfach ausgedrückt:

Er war doof.

Als Kind mochte er vielleicht super sein, als Schüler war er eine Niete. Ihm wäre es lieber gewesen, wenn sie ihn wegen seiner Dummheit angeschrien hätte wie Lenny Cordiscos Mom. Doch das tat sie nicht. Und wenn er seine versiebten Mathearbeiten nach Hause brachte, reagierte sie immer gleich.

»Keine Sorge. Probier's weiter. Irgendwann kapierst du's.«

Er machte sich trotzdem Sorgen. Weil er es eben *nicht* kapierte. Und er konnte sich nicht vorstellen, dass sich daran je etwas ändern würde. Vor allem in einer schweren Grundschule wie der von Mill Grove.

»Hey, beeil dich mit dem Frühstück, sonst kommen wir noch zu spät an deinem ersten Tag.«

Während Christopher die letzten Froot Loops kaute, übte er mit der Rückseite der Schachtel Lesen. Die Comic-Geschichte darauf war mit Bad Cat. Bad Cat war der Held der witzigsten Zeichentrickreihe am Samstagvormittag. Und sogar in der Papier-Version war er zum Schießen. Bad Cat ging auf einen Bauplatz und stahl einem Mann mit Schutzhelm das Sandwich. Er verschlang es bis zum letzten Bissen, und als der Arbeiter das bemerkte, sagte er seinen berühmten Spruch: »Das geht bei mir *ratzkatz*, oder wolltest du noch weiteressen?«

An diesem Morgen war Christopher allerdings so nervös, dass er nicht über die Geschichte lachen konnte. Also suchte er schnell nach anderen Sachen, um sich abzulenken. Sein Blick fiel auf den Milchkarton. Darauf war das Bild eines vermissten Mädchens. Ihr Lächeln zeigte zwei fehlende Schneidezähne. Sie hieß Emily Bertovich. Seine Mom hatte es ihm vorgelesen. Für ihn sah der Name aus wie ...

Eimyl Bretvocih.

»Wir sind spät dran. Los, Schatz«, mahnte Mom.

Christopher trank den Rest Zuckermilch in der Schüssel, um Mut zu fassen, dann zog er den Reißverschluss seines roten Hoodies hoch. Auf der Fahrt zur Schule erklärte ihm seine Mutter, dass sie »genau genommen« nicht im Schulbezirk lebten und dass sie deshalb ihre Arbeit als Adresse angegeben hatte.

»Also erzähl bitte niemand, dass wir im Motel wohnen, okay?«

»Okay.«

Als der Landhai über die Hügel rollte, zog die Kleinstadt an Christopher vorbei. Autos auf Blöcken im Vorgarten. Häuser mit abgeplatzter Farbe und fehlenden Schindeln. In einer Einfahrt ein Pick-up mit Wohnanhänger für Jagdausflüge. So ähnlich wie in Michigan. Dann kamen sie in einen vornehmeren Ortsteil. Große Steinhäuser. Gepflegte Rasen. Chromblitzende Autos in den Einfahrten. So was musste er noch in seinen Millimeterpapierplan für das Haus seiner Mom einfügen.

Während der Fahrt suchte Christopher den Himmel nach Wolken ab. Sie waren verschwunden, trotzdem bemerkte er etwas, das ihm gefiel. Egal welches Viertel, es war immer in der Nähe. Riesig und schön mit jeder Menge Bäume. Alles so grün und hübsch. Täuschte er sich, oder lief da was hinein? Schnell wie der Blitz. Er war sich nicht sicher. Vielleicht ein Hirsch.

»Mom, was ist das?«

»Der Missionswald.«

Als sie bei der Schule ankamen, wollte Christophers Mutter ihm vor den Augen aller Kinder einen dicken Kuss geben. Er wehrte sie ab, weil er seinen Stolz hatte, und so reichte sie ihm stattdessen eine braune Tasche und fünfzig Cent für seine Pausenmilch.

»Warte nach der Schule auf mich. Keine Fremden! Wenn du mich brauchst, ruf im Shady Pines an. Die Nummer ist in deinen Hoodie genäht. Ich hab dich lieb, Schatz.«

»Mom?« Er hatte Angst.

»Du schaffst das. Ist ja nicht das erste Mal, oder?«

»Mommy ...«

»Du nennst mich Mom. Du bist nicht mehr klein.«

»Aber sie sind bestimmt schlauer als ich und ...«

»Noten und Schlausein sind nicht das Gleiche. Probier's weiter. Irgendwann kapiert du's.«

Er nickte und küsste sie.

Christopher kletterte aus dem Wagen und trabte hinüber zur Schule. Schon wuselten Dutzende von Kindern herum und begrüßten sich nach den Sommerferien. Zwei Zwillingbrüder liefen schubsend und lachend durch die Reihen. Der Kleinere hatte eine Augenklappe. Zwei Mädchen zupften an ihren kratzenden Schulkleidern. Eins hatte Zöpfe. Als die Kinder ihn bemerkten, blieben sie stehen und starrten ihn an wie immer, wenn er in eine fremde Stadt kam. Er war wie ein funkelnelagelneues Angebot im Schaufenster.

»Hallo«, sagte er.

Sie nickten, wie immer. Still und misstrauisch, zumindest am Anfang. Wie eine Herde von Tieren.

Christopher ging schnell ins Klassenzimmer und suchte sich einen Platz weit hinten aus. Er wusste, dass er sich nicht vorn hinsetzen durfte, weil das ein Zeichen von Schwäche war. »Man darf nie Nettsein mit Schwachsein verwechseln«, hatte ihm seine Mutter eingeschärft.

In der Welt der Erwachsenen funktionierte das vielleicht. In der Welt der Kinder funktionierte es nicht.

»Das ist mein Platz, Dumpfbacke.«

Christopher blickte auf zu einem Zweitklässler, dessen Jackett und Frisur auf reiche Eltern schließen ließen. Er hieß

Brady Collins, wie sich bald darauf zeigen sollte. Im Moment war er bloß der Junge, der sauer auf Christopher war, weil er sich nicht an die Spielregeln hielt.

»Was?«

»Du sitzt auf meinem Platz, Dumpfbacke.«

»Ach so, Entschuldigung.« Christopher wusste, was Sache war, und stand einfach auf.

»Hat sich nicht mal gewehrt«, meinte Brady Collins. »Was für eine Dumpfbacke.«

»Und schaut euch mal die Hose an. Die ist so kurz, dass man die Socken sieht«, spottete ein Mädchen.

Als die Lehrerin später alle Schüler aufrief, hörte Christopher ihren Namen: Jenny Hertzog. Im Moment war sie bloß eine magere Göre mit Überbiss und einem Pflaster am Knie, die sich über ihn lustig machte: »Hochwasser! Hochwasser!«

Christopher bekam heiße Ohren. Schnell verzog er sich auf den einzigen freien Platz. Direkt vor dem Pult der Lehrerin. Er spähte hinunter auf seine Hose und erkannte, dass er anscheinend gewachsen war, denn sie sah aus wie die von Alfalfa aus *Die kleinen Strolche*. Er versuchte, sie ein wenig nach unten zu ziehen, doch der Stoff rührte sich keinen Millimeter.

»Entschuldigt bitte die Verspätung, Kinder.« Hastig betrat die Klassenlehrerin den Raum.

Obwohl sie so alt war wie eine Mom, kleidete sie sich wie ein Teenager. Sie hatte einen kurzen Rock, blondes Haar wie in *Meine Lieder – meine Träume* und die dickste Augenschminke, die Christopher je außerhalb des Zirkus untergekommen war. Mit einem Knall stellte sie ihre Thermosflasche auf das Pult und notierte in vollkommener Handschrift ihren Namen auf die Tafel.

Ms. Lasko

»Hey«, flüsterte eine Stimme.

Christopher drehte sich um und bemerkte einen dicken Jungen, der an einem Streifen Schinkenspeck nagte.

»Ja?«, flüsterte Christopher zurück.

»Hör nicht auf Brady und Jenny. Das sind Armleuchter, okay?«

»Danke.«

»Willst du ein Stück Speck?«

»Später vielleicht.«

»Wie du meinst.« Der Junge mampfte weiter.

Und so kam es, dass Christopher anstelle von Lenny Cordisco einen neuen besten Freund fand. Edward Charles Anderson landete in der gleichen Leseförderklasse, Mittagszeit und Sportstunde wie Christopher. Letztlich stellte sich heraus, dass er im Lesen genauso schlecht war wie im Kickball. Christopher nannte ihn Eddie. Alle anderen an der Schule kannten ihn unter seinem Spitznamen.

Special Ed. Wie in Sonderunterricht.

4

In den nächsten zwei Wochen wurden Christopher und Special Ed unzertrennlich. Jeden Tag saßen sie zum Mittagessen zusammen in der Cafeteria (*Magst du Wurst tauschen?*). Den Förderunterricht im Lesen erteilte ihnen die freundliche alte Bibliothekarin Mrs. Henderson mit ihrer Handpuppe Dewey der Delfin. Gemeinsam versiebtten sie Mathearbeiten. Und zweimal die Woche besuchten sie sogar die gleiche KU-Stunde.

Special Ed meinte, dass katholische Kinder den KU nur aus einem Grund besuchen mussten: damit sie richtig auf die Hölle vorbereitet wurden. Marc Pierce war Jude und fragte ihn, was die Abkürzung KU bedeutete.

»Kannibalismus-Unterricht«, erwiderte Special Ed wie aus der Pistole geschossen.

Christopher wusste, dass die richtige Bezeichnung Katechismus-Unterricht lautete, auch wenn er keine Ahnung hatte, was Katechismus eigentlich hieß. Jedenfalls hatte er gelernt, sich nicht darüber zu beklagen. Einmal in Michigan hatte sich Christopher im Gebüsch versteckt, um nicht zu den Nonnen zu müssen. Immer wieder hatte seine Mutter nach ihm gerufen, doch er blieb stumm.

Schließlich platzte ihr der Kragen. »Christopher Michael Reese, du kommst jetzt raus ... SOFORT!«

Wenn sie alle drei Namen sagte, blieb ihm keine andere Wahl. Er musste folgen. Die Sache war gelaufen, das Spiel vorbei.

Mit einem Gesicht aus Stein erklärte sie ihm, dass sein Vater Katholik gewesen war. Und sie hatte sich geschworen, auch ihren Sohn als Katholiken großzuziehen, damit er außer dem einen Weihnachtsbild auch noch eine andere Verbindung zu ihm hatte.

Christopher wäre am liebsten im Erdboden versunken.

Bei der Heimfahrt an diesem Abend dachte Christopher daran, wie sein Vater in der Bibel gelesen hatte. Wahrscheinlich hatte sein Dad nicht wie Christopher die Buchstaben durcheinandergebracht. Bestimmt war er viel schlauer gewesen – weil Dads eben so waren. *Viel* schlauer. Also versprach Christopher, besser lesen zu lernen, bis er verstand, was die Bibelworte bedeuteten, damit er seinem Dad auf andere Weise nahe sein konnte als in der Erinnerung an den Tabakgeruch seines Hemds.

Bei der Auswahl der Kirche folgte Christophers Mutter stets einer Strategie aus dem Kalten Krieg, die Ronald Reagan, der Lieblingspräsident ihrer Großmutter, beherzigt hatte: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. So entdeckte sie St. Joseph's in Mill Grove. Der Pfarrer kam direkt vom Seminar. Keine Skandale. Keine früheren Gemeinden. Father Tom hielt der Überprüfung stand. Er war ein guter Mann, und genau das brauchte Christopher in seinem Leben.

Für sie selbst spielte die Person des Pfarrers keine Rolle. Oder wie schön die Messe und die Musik waren. Ihr Glaube war zusammen mit ihrem Mann in der Badewanne gestorben. Natürlich verstand sie beim Blick auf ihren Sohn, warum Menschen an Gott glaubten. Doch wenn sie in der Kirche saß, blieb Sein Wort für sie unhörbar. Sie hörte nur das Getuschel und den Klatsch von all den guten Katholikinnen, die sie als

Mutter aus dem Arbeitermilieu betrachteten, anders ausgedrückt: als Gesindel.

Dabei tat sich besonders Mrs. Collins hervor.

Alles an Kathleen Collins war vollkommen. Vom straff gespannten braunen Haar über das elegante Kostüm bis hin zu ihrer höflichen Verachtung für »diese Leute« – Leute, die Jesus geliebt hätte. Die Familie Collins saß immer in der ersten Reihe. Die Familie Collins stand immer ganz vorn zur Kommunion an. Und wenn ihrem Mann das Haar verrutschte, war sofort ihr Finger zur Stelle, um es zurechtzurücken, wie eine geschmackvoll manikürte Rabenkralle.

Was ihren Sohn Brady anging, so fiel der Apfel nicht weit vom Stamm.

Hätte Christophers Mutter nur am Sonntag mit Mrs. Collins klarkommen müssen, wäre es erträglich gewesen. Doch Mr. Collins war ein Immobilienunternehmer, dem halb Mill Grove gehörte, unter anderem auch das Altenheim Shady Pines, wo sie arbeitete. Und er hatte seiner Frau die Leitung der Einrichtung übertragen. Mrs. Collins nahm die Position an, weil sie »der Gemeinde etwas zurückgeben« wollte, wie sie behauptete. In Wirklichkeit hatte sie so die Möglichkeit, angestellte und ehrenamtliche Mitarbeiter herunterzuputzen und dafür zu sorgen, dass ihre an Alzheimer leidende Mutter in dem Heim die bestmögliche Betreuung erhielt. Das beste Zimmer. Das beste Essen. Das Beste von allem. Christophers Mutter war schon viel herumgekommen und wusste, dass Mill Grove im Grunde bloß ein kleiner Teich war. Doch für die Familie Collins war der Ort so etwas wie der Pazifik.

»Mom, woran denkst du gerade?«, flüsterte Christopher.

»An nichts, Schatz. Pass lieber auf.«

Bevor Father Tom mit einigen wohlgesetzten Worten den Wein in Blut verwandelte, erklärte er der Gemeinde, dass Jesus, beginnend bei Adam und Eva, alle Menschen liebte. Das

veranlasste Special Ed dazu, den Werbejingle für die Lendenrippchen von Chili's Restaurant anzustimmen.

»I want my baby back, baby back, baby back!

Adam's baby back ribs!«

Die Reaktion war schallendes Gelächter, vor allem von Special Eds Eltern.

»Sehr gut, Eddie. Mein Baby ist ja so schlau!« Die fleischigen Arme seiner Mutter bebten.

Father Tom und die KU-Lehrerin Mrs. Radcliffe seufzten, vielleicht weil sie begriffen hatten, dass die Erziehung von Special Ed ab jetzt allein ihre Aufgabe war.

»Die Erstkommunion wird der volle Wahnsinn«, meinte Special Ed nach der Kirche auf dem Parkplatz. »Wir kriegen Geld. Und wir dürfen sogar Wein trinken.«

»Wirklich?«, fragte Christopher. »Stimmt das, Mom?«

»Das gehört zur Kommunion. Aber für euch gibt es bloß Traubensaft.«

»Das macht nichts. Wein kriege ich auch zu Hause. Bye, Mrs. Reese.« Special Ed verabschiedete sich, weil er mit seinen Eltern noch den Kuchenstand besuchen wollte.

Auf der Heimfahrt grübelte Christopher über die Messe nach. Jesus liebte jeden. Auch gemeine Leute. So wie Brady Collins und Jenny Hertzog. Und Jerry. Das fand Christopher erstaunlich, weil er jemanden wie Jerry nie hätte lieben können. Trotzdem wollte er es versuchen, weil es sich so gehörte.

Zurück im Motel, hielt Christopher seiner Mutter die Tür auf, und sie nannte ihn lächelnd einen Gentleman. Und als er kurz vorm Eintreten noch einmal aufschaute, bemerkte er es. Über ihm dahinziehend. Im Auge eine Sternschnuppe wie ein Zwinkern.

Das Wolkengesicht.

Normalerweise hätte sich Christopher nicht viel dabei gedacht. Wolken waren schließlich nichts Ungewöhnliches. Aber jeden Tag, wenn ihn seine Mutter zur Schule fuhr, immer wenn sie am Missionswald vorbeikamen, bei jedem Sonnenuntergang, wenn sie zum KU unterwegs waren, erschien das Wolkengesicht.

Und es war immer dasselbe Gesicht.

Manchmal groß. Manchmal klein. Einmal war es sogar verborgen hinter den anderen Wolkenformen. Hinter einem Hammer, einem Hund oder einem Tintenkleck wie denen, die ihm der Mann gezeigt hatte, nachdem sein Vater durch einen Unfall in der Badewanne ertrunken war. Es war immer da. Kein Mann. Keine Frau. Bloß ein heiteres, hübsches Gesicht aus Wolken.

Und Christopher hätte schwören können, dass es ihn beobachtete.

Das hätte er auch seiner Mutter erzählt, wenn sie sich nicht sowieso schon so viele Sorgen um ihn gemacht hätte. Er konnte es ertragen, dass sie ihn für doof hielt. Aber dass sie ihn für verrückt hielt, wollte er nicht riskieren.

Er durfte nicht so sein wie sein Dad.